

Die Grenze im Kopf – mentale Prägungen durch das Leben im totalitären System: das Beispiel DDR

Prof. Dr. Barbara Zehnpfennig

Dass es auch mehr als zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution noch große Unterschiede zwischen den Einstellungen der Menschen in Ost und West gibt, lässt sich schwerlich leugnen. Exemplarisch für die deutlich andere Wahrnehmung der deutschen Wirklichkeit seitens eines nicht unwesentlichen Teils ehemaliger DDR-Bürger sei jene Frau mittleren Alters zitiert, die 2010 in einem FAZ-Artikel Auskunft über ihre aktuelle Befindlichkeit gab.

Nach ihren Erfahrungen mit dem Leben in der Bundesrepublik empfindet sie die Wende als „menschlichen und kulturellen Abstieg. Menschen würden im Westen zu Robotern gemacht, systematisch ausgebeutet. Das Wort Mobbing habe es in der DDR nicht gegeben. Und als alleinerziehende Mutter sei sie damals bestens versorgt gewesen. Schavan oder von der Leyen? Habe man früher nicht gebraucht. Meinungsfreiheit? Bringe nichts, weil die Meinung der Bürger eh keinen interessiere. Reisefreiheit? Wilhelm Busch habe gesagt: ‚Froh schlägt das Herz im Reisekittel, vorausgesetzt, man hat die Mittel.‘ Solche Autoren stünden heute nicht mehr auf dem Lehrplan.“¹

Wenn man das liest, drängt sich die Frage auf, wie es zu einer solch einseitigen Beurteilung des alten und des neuen Systems kommen kann. Warum wird hier die Vergangenheit derart idealisiert und die Gegenwart so dämonisiert? Jenseits der allgemein-menschlichen Tendenz, die Vergangenheit zu verklären, ist das Zitat ganz offensichtlich Ausdruck einer speziellen Wahrnehmung der Wirklichkeit aufgrund der geistigen Prägung, die das Leben im Sozialismus bewirkte. Die Unterschiede zwischen Ost und West sind nicht nur psychologisch zu erklären; es sind Unterschiede des *Denkens* als Ergebnis der unterschiedlichen ideologischen Grundlagen der beiden Systeme. Weil die Bedeutung dieser Differenz des Denkens immer noch systematisch unterschätzt wird, soll nun ein Blick auf die geistige Wirklichkeit der DDR geworfen werden. So lässt sich vielleicht besser verstehen, weshalb das Zusammenwachsen noch immer solche Schwierigkeiten bereitet.

1. Die Rolle des Zentralismus

Der Zentralismus war ein wesentliches Strukturmerkmal des „real existierenden“ Sozialismus. Die faktische Einparteienherrschaft (die anderen Parteien neben der SED fungierten bekanntlich als Blockparteien) hatte zu einer sehr weitgehenden Zentralisierung der Macht geführt.

¹ Frankfurter Allgemeine Zeitung, Denk' ich an Deutschland, 18.10.2010, S. 15.

Diese Konzentration der Macht in einem Punkt konnte in ihrer wahren Dimension nicht klar erkannt werden, solange der Staatssicherheitsdienst als Apparat neben der Partei verstanden wurde. Doch die Auffassung, die Stasi hätte eine relativ eigenständige Position gegenüber der Partei führen können, entspricht nicht den Realitäten: Die zentrale Rolle der Partei war in der Verfassung verankert, zudem war es das Selbstverständnis der Stasi, „Schild und Schwert“ der Partei zu sein. Nominell und faktisch wurde der sozialistischen Einheitspartei ein klarer Vorrang vor allen anderen Institutionen („demokratischer“ Zentralismus“) eingeräumt.

Aufgrund dessen wurde auch die völlige Durchdringung aller Lebensbereiche mit der Parteidoktrin angestrebt; eine Trennung von Politik und Gesellschaft gab es nicht. Was bedeutet es nun, in einem System zu leben, in dem alles auf ein Machtzentrum zuläuft, das nicht nur die politische Macht, sondern auch die Deutungsmacht hat?

Zunächst einmal bedeutet es, dass die Wahrheit bereits gefunden ist; der Hort der Wahrheit ist die Partei. Die entscheidenden Fragen sind alle geklärt. Was noch offen ist, ist, wie die nicht mehr bestreitbaren Einsichten in praktische Maßnahmen umzusetzen sind. Es wurde zwar offiziell konzediert, dass das kommunistische Ideal noch nicht erreicht ist, zugleich wurde aber versichert, man befinde sich auf bestem Wege dorthin.

Für den Einzelnen gab es zwei Möglichkeiten, auf den ideologischen Wahrheitsanspruch zu reagieren. Beide Möglichkeiten führen zu jeweils unterschiedlichen existentiellen Konsequenzen. Hat man die Lüge erkannt, so muss man doch in ihr leben, was zwangsläufig das Leiden an der eigenen inneren Zerrissenheit und an den Widersprüchen zwischen Wahrnehmung und äußerem Verhalten nach sich zieht. Wenn man jedoch glaubt, was die Ideologie vorgibt, so darf man über die entscheidenden Fragen nicht mehr nachdenken, weil die Antwort schon da ist. Man hat sein Leben aus der Hand gegeben – der Horizont ist abgeschlossen. Stagnation und Abhängigkeit sowie der Verlust der Selbstverantwortung sind unabwendbare Folgen für das Individuum.

Die Erfahrung mit einer monistischen Welterklärung und das Fehlen jeglicher Form von Pluralismus blieben jenseits des individuellen Reaktionsmusters auch im gesellschaftlichen Bereich nicht ohne Wirkung. Für den Westen ist der Pluralismus und damit einhergehend der Individualismus gleichsam das Lebenselixier, was sich u.a. in einer Vielzahl von Meinungen und Lebensentwürfen widerspiegelt. Um die Wahrheit muss gerungen werden, jeder hat ein Recht auf seinen eigenen Weg. Aus östlicher Perspektive war Individualismus Ausdruck des Egoismus und als solcher schlicht die In-Fragestellung der Gemeinschaft. Dissens wurde als

Abweichung verstanden, Streit als Leugnung der bereits gefundenen Wahrheit. Wenn man eine solche Prägung erfahren hat, dann erscheint der westliche Parteienstreit als Orientierungslosigkeit bzw. Gruppenegoismus. Im individuellen Bereich kann das Anders-Sein-Wollen nur als Negation des anderen bewertet werden.

Die unterschiedliche Bewertung desselben Phänomens zeugt vom Erfolg der ideologischen Prägung, war es doch deren erklärtes Ziel, das Denken und die Wahrnehmung der Menschen grundlegend zu ändern. Letztlich ging es um die Schaffung eines „neuen Menschen“, der sich vom individualistischen zum gesellschaftlichen Wesen gewandelt hat. Der „alte Mensch“ hatte – so Marx & Co – jenes Elend heraufbeschworen, nämlich die Ausbeutung im Kapitalismus, gegen das Marx angetreten war. Deshalb sollte mit der „alten“ Welt auch der „alte“ Mensch verschwinden.

2. Die kommunistische Utopie

Weil der Mensch von den bisher bestehenden, entmenschlichenden Verhältnissen geprägt war, sollte er im real existierenden Sozialismus grundlegend umgepolt werden. Davon zeugt z. B. Stalins Rede von den „Ingenieuren der Seele“. Die Revolutionäre (bes. Schriftsteller) sollten sich als derartige Ingenieure betätigen: „Unsere Panzer sind wertlos, wenn die Seelen, die sie lenken müssen, aus Ton sind. ... Die Produktion von Seelen ist wichtiger als die von Panzern.“²

Dieses bemerkenswert mechanistische Bild ist Ausdruck des Bewusstseins, dass die Beeinflussung des Denkens und Fühlens der Menschen entscheidend ist für den Erfolg des sozialistischen Experiments. In der DDR war Stalin bis zur Entstalinisierung 1956 einer der Säulenheiligen; dann wurde dieser „Heilige“ gestürzt. Galt das aber auch für seine Denkweise? Die Abkehr von Stalin bedeutete natürlich nicht die Abkehr von Marx, dem Gründervater des Kommunismus. Deshalb sollte man noch einmal einen kurzen Blick auf seine Theorie werfen, um zu sehen, ob die „Ingenieurs“-Praxis gar nichts mit dieser Theorie zu tun hat. Dabei soll zwei Fragen nachgegangen werden: Warum war in den Augen von Marx die alte Welt so heillos schlecht (a.), und warum sollte der Sozialismus bzw. Kommunismus für die Menschheit das Heil bedeuten (b.)?

Ad a.: Der Unheilsweg des Menschen beginnt für Marx mit der Erfindung des Privateigentums. Von da an herrscht die Habsucht, der in der Folge alle Errungenschaften der Zivilisation dienen. Sie müssen also als Ergebnis der ursprünglichen Perversion verstanden werden, Ge-

² Zitiert nach: Frank Westermann, Ingenieure der Seele. Schriftsteller unter Stalin. Eine Erkundungsreise, Berlin 2005, S. 40.

meineigentum in Privateigentum überführt zu haben: Staat und Recht erweisen sich als System zum Schutz der Besitzenden und Entrechtung der Besitzlosen; die Religion als Instrument der Entmachtung des Menschen, der seine eigenen Kräfte in Gott projiziert hat; die Moral als Verhaltensregeln, die die bestehenden Herrschaftsverhältnisse stützen; die Familie als Reproduktion der Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse im Kleinen; gleichermaßen stehen Wissenschaft und Kunst im Dienst der jeweils Herrschenden.

Damit wird die ganze bisherige Geschichte abgelehnt. Mit der Revolution soll ein radikaler Bruch mit dem Bisherigen herbeigeführt werden, ein Bruch, der gleichbedeutend ist mit einem gänzlichen Neuanfang, mit einer tabula rasa. Der Revolutionierung der Eigentumsverhältnisse durch die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln wird dann die Auflösung von Religion, Staat, Recht, Familie und Moral folgen – das alles ist nicht mehr nötig, wenn die Herrschaft des Menschen über den Menschen abgeschafft ist.

Ad b.: Wie sieht das kommunistische Ideal nun aus? Im Kommunismus gibt es zwischen den Menschen nichts Trennendes mehr, also auch keinen Kampf. Es besteht keine Sorge für das Überleben, denn der Kommunismus ist eine Gesellschaft, in der keine Knappheit mehr existiert. Die wesentlichen Fragen sind alle geklärt. Der Mensch ist nur noch gesellschaftliches Lebewesen, versteht sich ausschließlich von der Gemeinschaft her und verspürt somit kein Bedürfnis mehr, sich gegen die anderen abzugrenzen, sich ihnen gegenüber hervorzutun oder eine andere Welterklärung als die materialistische zu suchen. Unter den richtigen Verhältnissen *kann* man nur noch richtig denken. Es gibt keine Alternativen zur Wahrheit, so dass es auch keiner Zwangsgewalt wie des Staates mehr bedarf, um diese durchzusetzen.

War also der sozialistische Staat mit seinem starken, rigiden und geradezu omnipräsenten Herrschaftsapparat ein Verrat an der Marx'schen Theorie? Auch wenn es zunächst so scheinen mag – die Antwort lautet nein. Denn schon nach Marx hinkt das Bewusstsein dem gesellschaftlichen Sein immer hinterher. Selbst wenn die Eigentumsverhältnisse revolutioniert sind, denken die Menschen doch zunächst noch in den alten Bahnen. Deshalb muss zuerst die Diktatur des Proletariats kommen, bei der die Partei eine Führungsrolle innehat. Sie muss die neue Gesellschaft so organisieren, dass diese eines Tages zur Selbstorganisation fähig ist.

Diese Idee einer revolutionären Avantgarde findet sich bereits im „Kommunistischen Manifest“. Dem Absterben des Staates – auf das man in der Praxis dann natürlich vergebens wartete – muss der starke Staat vorangehen. Zwar hat Marx offenbar geglaubt, dass das Bewusstsein den Verhältnissen dann automatisch nachfolgen wird, doch die Praktiker der Revolution merkten, dass sie mit „Ingenieuren“ nachhelfen mussten; deshalb glichen die sozialistischen

Systeme allesamt großen Umerziehungslagern. Denn eines war unabweislich, wenn man davon ausging, dass manche die Wahrheit schon vor Vollendung des gesellschaftlichen Umbaus erkannt hatten (was eigentlich gar nicht sein konnte): Die anderen, Nicht-Erkennenden, mussten zur Wahrheit geführt werden – der sozialistische Staat als großes, allerdings furchtbar repressives Kinderheim.

3. Die sozialistische Realität

Schon bei der Utopie kann man sich fragen, wie wünschenswert ein solches Leben eigentlich ist: Das Fragen hat ein Ende; individuelle Entscheidungen und damit Selbstverantwortung sind nicht mehr nötig, da die richtigen Verhältnisse gar keine Wahl mehr lassen; das Heil kommt von außen, von den geänderten Eigentumsverhältnissen, einen „inneren Menschen“ braucht man nicht mehr; alles regelt sich im Kollektiv. Sind das Vorstellungen, die der Natur des Menschen gerecht werden? Noch viel mehr muss man sich fragen, wie die sozialistische Realität zu ertragen war, die dies Endziel ja herbeiführen wollte und sich dafür der Mittel des Zwangs bediente: Bevormundung, Indoktrination, Psychiatrie, Gefängnis, Mord. Schon aufgrund der permanenten Erfahrung der Unfreiheit musste nach der friedlichen Revolution der Sprung in ein freiheitliches System große Umstellungsprobleme bereiten. Aber die Probleme, die mit der entsprechenden mentalen Prägung zusammenhängen, lassen sich auch noch konkreter fassen, wenn man exemplarisch einige Bereiche der damaligen Lebenswirklichkeit herausgreift. Dies soll im Folgenden geschehen, durch einen Blick auf die Erfahrungen der DDR-Bürger mit 1. der offiziellen Politik, 2. dem Recht und 3. dem Erziehungswesen.

Ad 1.: Die Politik war ein System der Lüge und als solches Ausdruck der ständigen Diskrepanz zwischen den verkündeten Erfolgen und der armseligen sozialistischen Wirklichkeit. Wie kann man so Vertrauen in ein politisches System entwickeln? Obwohl einerseits *alles* politisiert war – es gab keinen autonomen gesellschaftlichen Bereich jenseits der Herrschaft der Partei –, hatte der Bürger keine Möglichkeit, die Politik zu beeinflussen. Das erzeugt ein Gefühl der Ohnmacht, an das man sich gewöhnen kann und das die Erwartung hervorbringt, der Staat habe alles zu regeln, man selbst sei nicht gemeint.

Die Öffentlichkeit in der DDR war nicht Forum, sondern Ort staatlicher Verlautbarung; freie Medien existierten nicht. So konnte sich keine Streitkultur entwickeln, was möglicherweise zu Problemen führte, abweichende Meinungen auszuhalten. Die Tendenz gegenüber den Medien war es, entweder nichts zu glauben oder allzu leichtgläubig zu sein – beides führt zu Enttäu-

sungen. Übertragt man diese Haltung auf die Medienrezeption in einer freien Gesellschaft, kann das die Identifikation mit dem neuen System erschweren.

Das Recht war im Sozialismus Instrument der Politik und nicht – wie im Liberalismus – eine eigenständige Macht, die den Bürger gegebenenfalls vor dem Zugriff des Staates schützt. Die Justiz lieferte den Bürger diesem Zugriff vielmehr aus. Das war auch konsequent: Im liberalen System geht man von einem möglichen Interessengegensatz zwischen Individuum und Staat aus; dieser Gegensatz muss durch eine neutrale Instanz geklärt werden. Im Sozialismus kann es einen solchen Gegensatz legitimerweise gar nicht geben, weil die Bürger ja der Staat sein sollen. Das heißt, der Bürger hat sich, sofern er anderes will als der Staat, geirrt und muss wieder auf den rechten Weg gebracht werden – notfalls mit Gewalt. So wurde bereits Nicht-Konformität wie das Tragen anderer Kleidung, das Hören anderer Musik etc. zum Straftatbestand. Auch hier besteht das Problem des beeinträchtigten Vertrauens in die Justiz, das leicht auf die des Westens übertragen wird – vor allem, wenn man erleben muss, wie sie von „Schlauen“ wie Gregor Gysi instrumentalisiert werden kann.

Ad 3.: Die Erziehung hielt im Sozialismus aufgrund des von der Partei in Anspruch genommenen Erkenntnisvorsprungs das ganze Leben an. Kinder wurden schon im frühesten Alter unter staatliche Aufsicht gestellt. Damit wurde zum einen die Entfremdung vom Elternhaus betrieben, zum anderen konnte man dadurch insgesamt die Sphäre des Privaten reduzieren. Schule, Wehrdienst und Betriebsorganisationen übernahmen die weitere Erziehung; die Indoktrination wurde dabei stets mit der Erfahrung des Kollektivdaseins verbunden. Das Ziel war ganz eindeutig Anti-Individualismus und Entmündigung des Menschen. Dass es um die mentale Umprogrammierung ging, wird besonders deutlich an Tatsache, dass sich die Vernehmer in den Gefängnissen „Erzieher“ nannten – wer gegen das System ist, ist entweder verstockt oder krank. Bei unbeirrbarer Uneinsichtigkeit war von einem psychischen Mangel auszugehen, der nur psychiatrisch behoben werden konnte.

Die Erfahrung fortwährender Bevormundung kann auf Dauer tatsächlich handlungs- und entscheidungsunfreudig machen; geschlossene Systeme bieten für manche auch Geborgenheit, so dass das westliche System dagegen kalt und abweisend erscheinen muss. Hier muss sich jeder selbst zurechtfinden. Nicht zuletzt von der allumfassenden „Fürsorge“ des sozialistischen Staates her rührt die Legende von der größeren „Menschlichkeit“ in der DDR.

4. Resümee

Es sollte gezeigt werden, dass sozialistische Systeme – und das gilt auch für den Nationalsozialismus – den Menschen nicht nur von außen zwingen, sondern auch von innen ergreifen wollten. Darin besteht der Sinn der Ideologie, die eine ganz neue Politikform hervorbringt, welche den ganzen Menschen erfassen soll. Diese Einwirkung auf den gesamten Menschen prägt nicht nur das Verhalten, sondern auch das Denken. Wer mit diesem Denken auf einmal mit einem anderen System konfrontiert ist, wird vieles anders wahrnehmen und beurteilen als derjenige, der in ihm aufgewachsen ist. Im Fall der DDR-Bürger waren bei der Wiedervereinigung vor allem zwei große Klippen zu überwinden:

1. Ist man daran gewöhnt, dass die Politik das Absolute verwirklichen soll, dass sie im Grunde Heilsgeschehen ist, muss man das liberale System geradezu als Kapitulation vor diesem Anspruch sehen. Hier geht es nur um das relativ Beste, man sucht den Kompromiss. Man findet sich damit ab, dass das Ergebnis des politischen Prozesses vielen nicht, vielleicht sogar niemandem ganz gefällt. Jeder muss selbst für sein Glück sorgen, das ist nicht Aufgabe des Staates.

2. Zudem wurde die Bundesrepublik den DDR-Bürgern immer als der Erzfeind, der Inbegriff des kapitalistischen Leviathan, vor Augen gehalten – und in dieses System sollten sie sich nun integrieren. Die von Jugend an eingepflichten Feindbilder wirken aber fort. Man sieht nicht, was man sieht, sondern was man vom anderen System, vom anderen Menschen denkt.

Von den Menschen, die praktisch ohne Übergangsphase von einem in das andere System wechseln mussten, wurde also eine ungeheure Umstellungsleistung gefordert, denn der Systemwechsel ist noch nicht automatisch ein Mentalitätswechsel. Wenn man sich diesen Tatbestand in seiner ganzen Tragweite bewusst macht, kann die Konsequenz nur sein: Es bedarf großer Geduld. Und es bedarf der Überzeugungsarbeit des westlichen Systems bzw. seiner Bürger, die durch ihr eigenes Vorbild bezeugen müssen, dass das Leben in Freiheit – auch mit der Möglichkeit des Scheiterns – dem Leben im Gefängnis immer vorzuziehen ist, selbst wenn dieses die größere Sicherheit bietet.